

„Mut ist, wenn man weitergeht,  
auch wenn einem etwas Schlimmes passiert ist.“

Lauren Scruggs

Familie Scruggs | Marcus Brotherton

# Lolo

Und trotzdem  
bin ich schön!

Mit  
einem  
Vorwort von  
Bethany  
Hamilton

BRUNNEN



**Lauren Scruggs**  
**Familie Scruggs | Marcus Brotherton**

# Lolo

**Und trotzdem bin ich schön!**

**Mit einem Vorwort von Bethany Hamilton**

Lauren Scruggs / Familie Scruggs / Marcus Brotherton

Lolo

Und trotzdem bin ich schön!

Mit einem Vorwort von Bethany Hamilton

280 Seiten, gebunden, 14 x 21 cm

Erscheinungsdatum: 06.01.2014

ISBN 978-3-7655-1648-1

Bestell-Nr. 191648

EUR 16,99 (D) / SFr \*25,50 / EUR 17,50 (A)

\* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags

Originally published in the U.S.A. under the title:

*Still Lolo*, by Lauren Scruggs

Copyright © 2012 by Lauren Scruggs

German edition © 2013 by Brunnen Verlag Gießen with permission of

Tyndale House Publishers, Inc. All rights reserved.

Titel der US-amerikanischen Originalausgabe: *Still Lolo*

Copyright © 2012 Lauren Scruggs

Deutsche Ausgabe © 2013 Brunnen Verlag Gießen mit Einverständnis von

Tyndale House Publishers, Inc. Alle Rechte vorbehalten.

Deutsch von Beate Zobel

Lektorat: Konstanze von der Pahlen

Die Bibelstellen sind in der Regel der Übersetzung **Hoffnung für alle**® entnommen, Copyright © 1983, 1996, 2002 by Biblica Inc.™. Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Brunnen Verlags. Alle weiteren Rechte weltweit vorbehalten. Zwei Bibelzitate folgen der „Gute Nachricht Bibel“ (GNB) revidierte Fassung, durchgesehene Ausgabe, © 2000 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.



© 2014 Brunnen Verlag Gießen

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)

Umschlagfoto: Stephen Vosloo. Copyright © 2012 Tyndale House Publishers, Inc.

Umschlaggestaltung: Sabine Schweda

Satz: DTP Brunnen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7655-1648-1



**„In der Welt habt ihr Angst,  
aber lasst euch nicht entmutigen:  
Ich habe die Welt besiegt.“  
Jesus**

## **Lob für „Lolo“**

Ich kenne Lo und ihre Familie schon seit über zehn Jahren. Es war für mich eine ganz besondere Erfahrung, sie in diesem schrecklichen Unfall-Jahr zu begleiten. Durch das große Leid gewann ihre Beziehung zu Jesus an Tiefe. Ihr festes Vertrauen auf seine guten Pläne haben auch mir neuen Mut gegeben. Gott schreibt solche Geschichten, um andere damit zu ermutigen und zu stärken. Lolos Geschichte tut genau das!

Matt Chandler, Autor und Laurens Pastor

## **Widmung**

Ich möchte mich ganz herzlich bei allen bedanken, die meiner Familie und mir in der schweren Zeit nach dem Unfall geholfen haben. Viele von euch kenne ich persönlich, einige aber auch nicht.

Ich kann nicht in Worte fassen, wie dankbar ich bin für alle Ermutigung, für die Geschenke, Gebete, für jede Unterstützung und auch für die anhaltende Anteilnahme. Dieses Buch ist euch allen in großer Zuneigung gewidmet.

Alles Liebe, Lauren

# Auftakt

Lauren

Er sah eigentlich nicht wie ein Engel aus, aber in den folgenden Jahren fragte ich mich immer wieder, ob dieser heruntergekommene Mann vielleicht tatsächlich ein Engel gewesen war.

Mit lässig übereinandergeschlagenen Beinen saß er vor einem Sportgeschäft in Plano, Texas, zurückgelehnt auf einer Bank und starrte in den Himmel. Als Erstes fiel mir seine abgewetzte Hose auf, dann bemerkte ich den Tintenfleck auf seinem Hemd und schließlich blieb mein Blick an dem durchsichtigen, wiederverschließbaren Plastikbeutel hängen, der neben ihm lag. Ich wollte nicht neugierig wirken; trotzdem sah ich lange genug hin, um eine Männerunterhose, eine Zahnbürste und ein sorgfältig gefaltetes Hemd im Beutel zu erkennen. Es war ein herrlicher Tag im Jahr 2002, das Wetter traumhaft, am blauen Himmel zogen ein paar weiße Federwolken vorbei, die Sonne schien warm. Ich war fünfzehn.

„Ist das nicht Josua?“, murmelte mein Vater erstaunt und zögerte, als wir uns der Bank näherten. Er blieb stehen. „Josua, sind Sie das?“

„Ja. Auch ich erkenne Sie wieder, mein Freund. Ich habe letzten Sonntag Ihren Bibelunterricht besucht.“ Er kam eindeutig nicht aus Texas, das hörte man sofort. Im Gegensatz zum breiten Akzent

eines Südstaatlers klang sein melodischer Tonfall eher nach jemandem, der vor einiger Zeit in Kenia oder Uganda gelebt hatte.

„Stimmt, ich habe Sie in der Gemeinde gesehen“, erinnerte sich mein Vater. Eigentlich wollte er mit mir ins Sportgeschäft gehen. Meine Zwillingsschwester Brittany war mit unserer Mutter zu Hause geblieben. „Warten Sie auf jemanden?“, fragte mein Vater unbedarft und ohne jedes Vorurteil.

„Wie? – Ach so ... nein, mein Freund, ich genieße einfach nur diesen herrlichen Tag.“

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich meinen Vater, der den alten Mann nun intensiver musterte: „Wohnen Sie hier in der Nähe?“

„Nein, nicht direkt.“ Er antwortete langsam, als suche er nach den passenden Worten. „Ich lebe weiter dort hinten. Unter der Brücke.“

Mein Vater zuckte zusammen. „Josua, darf ich fragen ... Haben Sie heute schon etwas gegessen?“

Josua schüttelte den Kopf.

Vater nickte. „Dann kommen Sie doch zum Essen mit zu uns.“

Ich strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr, blieb ruhig und überließ meinem Vater das Reden. Brittany und ich hatten Papa schon einige Male zu Straßeneinsätzen in die Altstadt von Dallas begleitet, aber noch nie hatten wir einen Obdachlosen mit nach Hause genommen. Wir waren eine typische Familie aus der Mittelschicht, besaßen zwei Autos, liebten das Dallas-Cowboy-Football-Team und ein weißer Lattenzaun hätte gut zu unserem Vorgarten gepasst. Einerseits bewunderte ich Papa dafür, dass er diesen Obdachlosen einfach nach Hause einlud, andererseits war mir dabei etwas mulmig zumute. Das war eine neue Situation und ich wusste nicht, wohin sie führen würde.

Josuas Augen strahlten: „Ich würde mich sehr über eine Mahlzeit freuen, aber nur, wenn es auch für Ihre Frau in Ordnung ist.“

„Ich rufe Cheryl sofort an.“ Vater zog sein Handy aus der Tasche und wählte ihre Nummer. „Sie hat ganz bestimmt nichts dagegen.“

Ich muss dazu sagen, dass mein Vater häufig mit fremden Leuten spricht. Er ist sehr offen und warmherzig. Trotzdem war es sehr ungewöhnlich, dass er einen einzelnen Gemeindebesucher bewusst

wahrnahm und Tage später wiedererkannte. Unsere Gemeinde war nicht so klein, dass jeder Fremde aufgefallen wäre. Allein zu Pappas Bibelgruppe kamen Hunderte von Leuten, wie es hier in der Gegend so üblich ist. Vor dem Sonntagmorgengottesdienst fanden viele Bibelgruppen statt, von denen jede so groß war wie anderswo eine ganze Gemeinde.

An diesem Abend kam Josua mit zu uns nach Hause. Wir saßen um den Küchentisch und unterhielten uns so angeregt, als wäre Josua ein alter Freund der Familie. Auch er war unkompliziert und redete wortgewandt und ein wenig vornehm.

Doch irgendwie war er auch seltsam. Er aß unseren Salat, den Braten und die Kartoffeln, trank den gesüßten Tee und bedankte sich für alles. Gleichzeitig stellte er viele Fragen über die Zubereitung und Herkunft der Lebensmittel und achtete peinlich darauf, dass sich Fleisch und Gemüse auf seinem Teller nicht berührten. Hielt er sich vielleicht an irgendwelche Vorschriften einer fremden Kultur? Nach dem Essen fragte er, ob er duschen dürfte. Während Mama noch unsicher auf ihrem Stuhl herumrutschte, stand Papa auf, zeigte Josua das Bad und brachte ihm Zahnpasta, Deo und frische Wäsche.

An diesem Abend fand in unserer Gemeinde eine besondere Veranstaltung statt, ein Missionsabend oder etwas Ähnliches. Dorthin nahmen unsere Eltern Josua mit, während Brittany und ich zu Hause blieben und Schulaufgaben erledigten. Als sie zurückkamen, war Schlafenszeit. Mutter warf Vater fragende Blicke zu. Er zuckte nur mit den Schultern, ging zum Wäscheschrank, nahm Bettwäsche heraus und brachte Josua ins Gästezimmer.

Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, dass dieser Obdachlose in unserem Haus schlafen sollte. Er war zwar nicht sehr groß, auch nicht so breit gebaut wie unser Papa und wirkte überhaupt nicht gewalttätig, aber vielleicht hatte er trotzdem ein Messer dabei? Selbst wenn Papa uns heute Nacht vor ihm beschützen würde, wie sollte das dann morgen weitergehen, wenn er eine zweitägige Geschäftsreise unternehmen musste? Ich verbrachte eine unruhige Nacht.

Am nächsten Morgen frühstückte Josua mit uns. Wieder stellte er viele Fragen über das Obst und die Pfannkuchen und trank nur Orangensaft, keinen Kaffee. Papa beschloss, ihn in ein Hotel zu bringen, und versprach, nach seiner Rückkehr mit ihm in die Nachbarstadt McKinney zu fahren, wo es ein Obdachlosenheim gab. Es hieß „Samariter“ und half den Menschen, wieder auf die Beine zu kommen.

Wir umarmten Josua und wünschten ihm alles Gute. Vater brachte ihn zum Hotel und trat dann seine Reise an. Brittany, meine Mutter und ich blieben im Haus zurück. Ich war gerade dabei, mir die Zähne zu putzen, und wollte gleich zur Schule gehen, als ich Brittanys Stimme aus dem Gästezimmer hörte, wo sie gerade das Bett abzog. „Mama! Komm mal, ich habe hier etwas!“ Ihre Stimme klang schrill. Mutters Schritte eilten über den Flur. Ich folgte ihr. Brittanys Augen waren weit aufgerissen. Aufgeregt hielt sie einen Briefumschlag hoch.

Darin steckte ein handgeschriebener Brief von Josua. Die Handschrift war zierlich und sehr gleichmäßig. Soweit ich mich erinnern kann, waren es sieben Seiten. Wir lasen sorgfältig Blatt für Blatt. Ich konnte kaum glauben, was da stand. Josua hatte unsere Familie haargenau beschrieben, ging aber in seiner Schilderung weit über die Gegenwart hinaus. Ein unheimliches Gefühl beschlich mich. In seinem Brief steckten auch viele Bibelzitate und er beschrieb mit großer Präzision, was wir selbst nur vage ahnten. Es war, als sähe er uns in einem klaren Spiegel, während wir uns selbst nur sehr verschwommen wahrnehmen konnten. Seine Zeilen erinnerten an die Formulierungen eines Arbeitszeugnisses; er schrieb über die kommenden Jahre und die Dinge, die sich bis dahin entwickeln würden. Vielleicht hatte er die Nähe und Innigkeit, die in unserer Familie herrschten, lange vermisst und dieses Gefühl irgendwie schriftlich verarbeiten müssen?

„Eure beiden Töchter erschienen mir wie Engel, sowohl in ihrem Verhalten als auch in ihren Worten“, begann sein Brief und es folgten viele freundliche Sätze über jedes Familienmitglied. Seite um Seite hatte dieser Obdachlose gefüllt, so klar und bestimmt wie ein

biblischer Prophet. Schon stellte ich ihn mir im Kamelfell vor, mit Heuschrecken im Mundwinkel und Honig im Bart.

Über meine Schwester schrieb er: „Brittany ist das Salz in der Familie. Sie wird durch ihre Freundlichkeit auffallen und die Unterstützung ihres Mannes wird sie weit nach oben bringen. Ihr Leben wird von Erfolg gekrönt sein und ihrer zukünftigen Familie wird es in allen Dingen gut gehen.“

Dann kam ich an die Reihe: „Ihre Schwester wird eine Kriegerin sein. Sie wird Kämpfe gewinnen, für gute Nachrichten sorgen und hohe Qualität hervorbringen. Prominente werden sie umgeben. Ihre Fähigkeiten und ihre Liebe zur Familie und zur Natur werden durch den Umgang mit wichtigen Persönlichkeiten ergänzt. Reisen wird in ihrem Leben eine große Rolle spielen. Ihre Worte werden für viele bedeutende Menschen von großem Gewicht sein. Das Zusammensein mit guten Freunden wird ihr wohl tun. Sie ist eine Erfinderin ... und sie wird in ihrem Bereich eine Pionierin sein.“

Ich konnte damit nicht viel anfangen. In meinem Leben gab es keine einzige wichtige Persönlichkeit und ich fühlte mich ganz bestimmt nicht als Kriegerin.

Wie konnte dieser seltsame Obdachlose überhaupt etwas von mir wissen? Ich verstand das nicht. Aber die Gedanken in seinem Brief waren mir mitten ins Herz gegangen und begannen dort Kreise zu ziehen. Er hatte vorausgesagt, dass mein Leben mich nach oben führen würde und dass Gott große Dinge für meine Zukunft plante. Neues erfinden, reisen, schreiben und der Umgang mit wichtigen Leuten erwarteten mich, dazu ein Kampf, der viel größer sein würde als alles, was ich mir damals vorstellen konnte.

Es klang aufregend, aber ich war auch auf der Hut. Wie konnte ich wissen, ob die Prophezeiung dieses Fremden sich jemals erfüllen würde? Sollte er jedoch recht behalten, dann würde sich das, was da auf mich zukam, unaufhaltsam und mit großer Wucht in meinem Leben entfalten – sei es gut oder böse.



# Eine düstere Vorahnung

Lauren

Papa war kreidebleich.

Er sah aus wie die farblose Version seiner ansonsten so bunten Persönlichkeit. Alles an ihm war blass, nur die Ringe unter seinen Augen traten dunkel hervor.

„Cheryl.“ Seine Stimme klang jämmerlich. Er hustete und setzte erneut an: „Ich weiß nicht, ob ich das heute Abend überhaupt schaffe.“

„Willst du heimfahren?“, fragte Mama. „Weit ist es nicht.“

Papa saß am Steuer. Er nahm den Vorschlag seiner Frau sofort an, wendete hustend und fuhr nach Hause. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

Es war Samstag, der 3. Dezember 2011, gegen 16 Uhr.

Wir waren von West Plano, wo wir wohnten, unterwegs nach Flower Mound, einem anderen Vorort von Dallas. Dort war unsere Gemeinde, in der wir den Gottesdienst besuchen wollten. Es war Advent und die Vorfreude auf Weihnachten lag in der Luft. Ich beugte mich nach vorn zu meinem Vater und tätschelte seine Schulter: „Du brauchst jetzt eine Hühnerbrühe“, sagte ich, „vielleicht auch ein bisschen Oregano-Öl und Orangensaft. Das ist gut gegen den Infekt. In der Speisekammer müsste noch etwas sein.“

Vater hustete erneut und lächelte matt.

Es kam selten vor, dass ich mich um meine Eltern kümmern musste, schon gar nicht um meinen Vater. Doch es gab immer häufiger Momente, in denen ich mich mit ihnen auf Augenhöhe befand. Immerhin war ich dreiundzwanzig und kein Kind mehr. Andererseits war ich vor Kurzem wieder zu Hause eingezogen, um in Ruhe meine Online-Modezeitschrift *Lolo Magazin* auf den Weg zu bringen. Aber das war nur vorübergehend. Ich hatte mein Studium mit guten Ergebnissen abgeschlossen, zwei Praktika in New York absolviert und in dieser ganzen Zeit selbstständig gelebt. Ich war in Paris, Montreal und New York gewesen und hatte von den jeweiligen *Fashion Weeks* berichtet – diesen aufregenden sieben Tagen, in denen sämtliche neuen Modetrends der kommenden Saison präsentiert werden. Ich hatte zahlreiche Videos gedreht, in denen ich Schauspieler, Prominente und Insider der Modebranche interviewte. Fast neun Jahre waren vergangen, seit jener Obdachlose mir ein großartiges Leben und einen großen Kampf vorausgesagt hatte. Ich bewegte mich mittlerweile tatsächlich in einer faszinierenden Welt, aber wirklich Weltbewegendes hatte ich nicht zustande gebracht. Bis jetzt jedenfalls nicht.

Der Grund, warum ich wieder nach Hause gezogen war, lag auf der Hand: Meine Eltern waren so großzügig, mir Kost und Logis gratis zu gewähren, bis mein Modejournal Gewinn abwerfen würde. Ich arbeitete Tag und Nacht daran. In der Regel begann ich morgens um acht Uhr mit der Arbeit und hörte erst um Mitternacht wieder auf. Neben mir gab es noch eine weitere Mitarbeiterin, Shannon Yoachum. Sie war eine junge Journalistin, die ein paar Stunden von uns entfernt in Austin lebte. Wir beide hatten uns mit Haut und Haaren diesem Projekt verschrieben. Unser Slogan war „Live Out Loud“ (etwa: „In vollen Zügen leben“), und genau nach diesem Motto nahmen wir unsere Arbeit in Angriff. Die Musik lief immer auf voller Lautstärke. Schon seit Kindergartenzeiten waren Shannon und ich eng befreundet. Nun schrieben wir Artikel, brachten regelmäßig Beiträge bestimmter Autoren heraus, baten Presseagenturen um Fotos, interviewten Designer, hatten mit Leuten aus der Wirtschaft zu tun und suchten nach freien Mitarbeitern, die für

uns schreiben konnten. Unsere Onlinezeitschrift war erst ein paar Monate alt, aber sie hatte bereits Tausende von Lesern, und ebenso viele Menschen klickten sich regelmäßig in meinen Modeblog ein.

Wir setzten Papa zu Hause ab, damit er sich hinlegen und seine Erkältung auskurieren konnte, und Mama und ich fuhren wieder zur Gemeinde. Ich freute mich immer über Zeit zu zweit mit meiner Mutter. Sie war sehr klug und einfühlsam. Mit Papa zusammen arbeitete sie als Eheberaterin. Die beiden reisten quer durchs Land und erzählten überall ihre Geschichte. Außerdem hatten sie ein Buch geschrieben, das vielen Ehepaaren half, ihre Beziehung zu verbessern.

Als wir in der Gemeinde ankamen, war es noch recht früh. Wir besetzten Plätze für Mike und Shannon und weitere Freunde meiner Eltern. Nach dem Gottesdienst wollten wir alle zu Mike und Shannon gehen, um Chili zu essen. Ich hatte schon oft auf die Tochter der beiden aufgepasst, ihr bei den Hausaufgaben geholfen oder das Haus gehütet, während die Familie verreist war. Ich fühlte mich dort fast wie ein Teil der Familie.

Mamas und Papas Freunde setzten sich zu uns und die Band betrat die Bühne. Wir erhoben uns zum Lobpreis und sangen alle kräftig mit. Dann ging ein Gastredner namens Paul David Tripp nach vorne ans Pult.

„Ich weiß nicht, ob ihr jemals darüber nachgedacht habt“, begann er, „aber wir sind alle auf Hoffnung gepolt. Es stimmt nicht, dass wir unserem Instinkt folgen. Jede Entscheidung, die wir treffen, ist von Hoffnung motiviert. Wie wir mit bestimmten Situationen umgehen, hängt davon ab, was wir uns erhoffen. Auch die Ausgestaltung unserer Beziehungen wird davon bestimmt. Jede Lebensgeschichte ist eine Geschichte der Hoffnung. Unsere glücklichsten Augenblicke erleben wir dann, wenn sich unsere Hoffnungen erfüllen, die traurigsten Momente sind die, in welchen sich unsere Hoffnungen zerschlagen. Wir brauchen immer Hoffnung. Wir suchen immer nach etwas, auf das wir unsere Hoffnung setzen können.“<sup>1</sup>

Ich ahnte nicht, was für eine Reise der Hoffnung vor mir lag; dennoch sprachen Pauls Gedanken mich an. Ich hoffte auf vieles. An erster Stelle stand natürlich die Hoffnung, dass mein Modemagazin

erfolgreich sein würde. Dabei waren mir aber nicht nur Zahlen wichtig, sondern dass meine Zeitschrift dazu beitragen würde, das Leben vieler Menschen zu verbessern. In erster Linie ging es darin zwar um Mode, gutes Aussehen und inneres Wohlbefinden. Aber wir wollten auch Selbstvertrauen vermitteln. Die Leserinnen sollten lernen, zu sich selbst zu stehen, und wir wollten ihnen Mut machen, ihre Ziele zu verfolgen und sich für Dinge von bleibendem Wert zu interessieren.

Natürlich hoffte ich auch, bald Mister X kennenzulernen, wie das bei Mädchen in meinem Alter eben so ist. Erst ein paar Monate davor hatte ich mit meinem Freund James Schluss gemacht. Von meinem Gefühl her war die Entscheidung richtig gewesen, auch wenn alle Tatsachen dagegen gesprochen hatten. James war groß, hatte braune Haare, einen durchtrainierten Körper und kam bei den Mädchen super an. Er war einer dieser perfekten Jungs, die immer für andere da sind und denen nie ein falsches Wort über die Lippen kommt.

Aber warum hatte ich die Beziehung dann gelöst? Irgendwo in meinem Kopf spukte noch das Bild eines anderen Mannes herum, eines Traumprinzen, den es vermutlich nicht gab. Doch meine Vorstellung von ihm war sehr konkret. Er war groß, sah unverschämt gut aus, war gleichzeitig cool und voller Dynamik, zärtlich und fürsorglich, witzig und wahrhaftig, mit einem Herzen, das Gott liebte, und mit einem klaren Ziel im Leben. Gleichzeitig wollte ich mir aber auch nichts vormachen. James war wirklich toll und eigentlich konnte mir nichts Besseres passieren, als ihn zum Freund zu haben – es sei denn, mein Traumprinz würde auftauchen. Dann wäre meine Trennung von James richtig gewesen und das Warten hätte sich gelohnt. Ein bisschen warten wollte ich schon noch. Vielleicht war es aber auch gefährlich, auf Mister X zu hoffen, der nicht realer war als das retouchierte Foto eines Models in meiner Onlinezeitschrift.

James konnte auch damit, dass ich unsere Beziehung beendet hatte, super umgehen. Wir versicherten uns gegenseitig, Freunde zu bleiben, was wir auch hielten. In der Vergangenheit hatten wir

schon einmal die Beziehung beendet und waren dann doch wieder zusammengekommen. „Versprich mir, dass du sehr vorsichtig sein wirst, Lo“, sagte er an unserem letzten Abend, während er mich nach Hause fuhr, „ich kann es nicht genau erklären, aber ich habe so ein Gefühl, als ob dir etwas Schlimmes bevorstehen würde.“

Ich nickte, wir umarmten uns und ich zitterte ein wenig. James war immer für mich da gewesen. Er erlebte Gottes Liebe und Fürsorge in guten und in schweren Situationen. Wie konnte ich mir nur einen besseren Partner wünschen?



Als der Gottesdienst zu Ende war, gingen wir zu Mike und Shannon nach Hause. Sie wohnten in McKinney, etwa zwanzig Minuten von uns entfernt. Für Menschen, die nicht aus Texas kommen, ist es vielleicht schwer, unsere Größenverhältnisse zu verstehen. Wenn man hier zum Beispiel in ein Lokal geht und ein Getränk bestellt, dann wählt man nicht zwischen klein, mittel und groß, sondern es gibt mittel, groß und „Texas-Size“. Hier ist alles etwas üppiger als anderswo.

Mike und Shannon waren da keine Ausnahme. Alles, was Mike tat, hatte „Texas-Size“. Mike kaufte und verkaufte Unternehmen und besaß außerdem eine Immobilienfirma. Sein Haus gehörte zu den etwa hundertdreißig Häusern, die um einen privaten Flugplatz herumgebaut worden waren. Manche Leute stellen ihre Häuser neben einen Golfplatz, Mikes Hobby war eben das Fliegen, und dementsprechend hatte er auch drei Flugzeuge.

Wir saßen um den langen Holztisch im Esszimmer von Mike und Shannon und aßen Salat und Chili. Es kamen noch weitere Freunde dazu, bis wir etwa ein Dutzend Leute waren. Im Hintergrund lief Weihnachtsmusik, alle redeten und lachten. Alkohol wurde nicht getrunken, das war bei diesen Treffen nicht üblich.

„Hey Mike, hättest du etwas dagegen, wenn ich mir mal eine deiner Maschinen ausleihe?“, fragte einer von Mikes Freunden.

„Kein Problem“, antwortete Mike, „du kennst dich ja aus.“ Der Freund hatte genau wie Mike einen Pilotenschein, das wusste ich.

„Hat jemand Lust mitzufliegen?“, fragte der Freund. „Die weihnachtlich geschmückte Stadt sieht von oben bestimmt sehr schön aus.“ Einige Hände schnellten nach oben.

Warum ausgerechnet ich als Erste mitfliegen durfte, weiß ich nicht. Die anderen ließen mir einfach den Vortritt. So ging ich hinter Mikes Freund her über die Einfahrt zum Hangar hinter dem Haus. Ein weiterer Freund, der ebenfalls Pilot war, kam mit, um mir beim Einsteigen zu helfen. An der vom Haus abgewandten Seite des Hangars befand sich ein riesiges Garagentor, durch das das Flugzeug zuerst auf ein großes asphaltiertes Rollfeld, dann auf die Rollbahn und schließlich auf die Start- und Landebahn gelangte.

Ich kletterte um die Stabilisierungsstangen herum und stieg in den Sitz hinter dem Piloten. Die Maschine war sehr klein und hatte nur zwei Plätze. Wir setzten Kopfhörer auf, um während des Fluges miteinander reden zu können. Der Pilot prüfte alle Funktionen, startete den Motor, ließ ihn warmlaufen und rollte aus der Halle.

Es war dunkel und regnerisch. Dicke Wolken jagten über den Nachthimmel, Sterne waren nicht zu sehen. Ich fror. Unsere kleine Kabine war beheizt, doch das half nicht gegen diese Art von Kälte, die mich zittern ließ. Ich atmete tief durch und sah aus dem Fenster auf die Stadt hinunter.

„Sind die Lichter nicht schön?“, fragte der Pilot.

„Mmh.“

Ein kalter Schauer jagte über meinen Rücken. *Ich bin so blöd*, dachte ich. *Total bescheuert*. Nicht das Fliegen selbst machte mir Angst, sondern dieses Gefühl einer drohenden Gefahr, das meinen ganzen Körper erfüllte. Mike hatte davon gesprochen, dass dieser Freund ein erfahrener Pilot war, der viele Zusatzscheine erworben hatte und auch ein eigenes Flugzeug besaß. *Reiß dich zusammen, Lo*, sagte ich zu mir selbst, *entspann dich!*

Während wir höher stiegen, wurde es draußen etwas ruhiger. Der Regen ließ nach und ging in einen leichten Nebel über. Es gab weder

Blitz noch Donner, auch keinen Wind. Das gleichmäßige Brummen des Motors und ein gelegentliches Knacken im Kopfhörer waren die einzigen Geräusche, die noch zu hören waren. Trotzdem hielt mich diese grässliche Angst in ihrem Griff.

Ich konnte nichts dagegen tun.

Meine Muskeln waren angespannt, ich atmete flach. Mein Herz hämmerte wie verrückt. So kannte ich mich gar nicht. Ich liebte Abenteuer aller Art und hätte einen solchen Rundflug normalerweise eher als harmlos eingestuft. Ich fuhr gerne Fahrrad, Ski und Wasserski. In meinem Zimmer stand ein cooles Longboard mit einem Sonnenuntergang von Hawaii als Motiv darauf. Damit war ich jahrelang durch unsere Stadt geskatet. Schon mit fünf Jahren, als unser Vater uns in Vail in Colorado, dem größten Skigebiet der USA, das Skifahren beigebracht hatte, brettete ich über die schwarzen Buckelpisten, während Brittany vorsichtig am Kinderhang herumrutschte. Umso unerklärlicher war diese Angst, die mich jetzt erfasst hatte. Mit beiden Händen klammerte ich mich an meinem Sitz fest. Plötzlich wusste ich es: *Wir werden abstürzen*. Mein Herz raste wie wild. *Jesus*, betete ich, *diese Maschine wird abstürzen und der Pilot und ich werden sterben*. Ich war mir jetzt ganz sicher. *O Gott, hilf meinen Eltern und meiner Schwester. Bitte sei bei ihnen. Jesus. Jesus! Egal was passiert, mein Leben ist in deiner Hand*.

Vermutlich sah die Weihnachtsbeleuchtung in jener Nacht schön aus, aber ich nahm davon in meiner Panik nichts wahr. Ich kann mich nicht erinnern, irgendetwas gesehen zu haben, weder Sehenswürdigkeiten noch große Werbetafeln. Nur Finsternis, Lichter und die Felder und Straßen rings um McKinney. Wir drehten einen großen Kreis.

Dann landeten wir.

Ich atmete meine ganze Anspannung heraus, als wäre ich ein Lkw-Reifen mit einem Loch. Wir waren in Sicherheit. Es war nichts passiert. Der Flieger rollte auf Mikes Haus zu, hielt auf dem Rollfeld vor dem Hangar an, drehte sich in Windrichtung und war bereit für den nächsten Fluggast. *Was ist bloß mit mir los gewesen?*, fragte ich mich. *Ich bin ja total durchgedreht da oben*.

Ich weiß nicht mehr, ob der Pilot direkt etwas zu mir sagte. Ich kann mich nicht erinnern, ob er überhaupt etwas sagte. Ohne Kopfhörer war es schwer, ihn zu hören. Solange der Motor läuft, ist es ziemlich laut in der Kabine, auch wenn das Flugzeug auf dem Parkplatz steht.

Ich weiß noch, wie ich aus dem Flieger kletterte und meine Füße festen Boden berührten. Der Himmel war schwarz, ich befand mich auf der unbeleuchteten Seite des Flugzeugs. Diese Dinge nahm ich im Bruchteil einer Sekunde wahr, die Zeit, die man braucht, um zwei Schritte zu gehen.

Es war der 3. Dezember 2011. Von diesem Augenblick an weiß ich nichts mehr.